

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 14 (1938)

Artikel: Die alte Kirche in Berg
Autor: Nägeli, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-701510>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die alte Kirche in Berg

Von Ernst Nägeli

Eine der markantesten thurgauischen Landkirchen ist die alte Kirche von Berg. Ihr massiger, weiter Turm, dem die doppelte Treppengiebelbekrönung eine zackige, scharfgeschnittene Silhouette verleiht, scheint ursprünglich eher als Hort der Habe als des Himmels gedient zu haben. Auf sichtfreie Warte gestellt, wo die Welle des Ottenbergs gegen Osten verflacht, ist er weit im Thurtal und auf den jenseitigen Höhen zu erkennen. Dieser ehrwürdige, von engen Friedhofmauern umschlossene Bau hat im Laufe der vielen von ihm durchlebten Jahrhunderte manche körperliche und seelische Wandlung über sich ergehen lassen müssen. Im Mittelalter, als man von noch nichts anderem wußte, war die Kirche katholisch, sie wurde vor vierhundert Jahren vom Sturm der Reformation erobert und mußte dann bis heute die seelische Spannung der konfessionellen Parität aushalten. Nachdem die Katholiken sich nun ein eigenes Gotteshaus gebaut haben, wird sie wohl endgültig protestantisch bleiben. Bei diesem denkwürdigen Anlaß dürfen wir uns wohl etwas näher mit dem ehemaligen Liebfrauengotteshaus beschäftigen und vor allem ihr bisheriges, altertümliches Bild, das durch den Umbau leider ziemlich verändert wird, so gut als möglich festzuhalten suchen. Wir wollen auch mit einigen Zügen ihren geschichtlichen Hintergrund skizzieren.

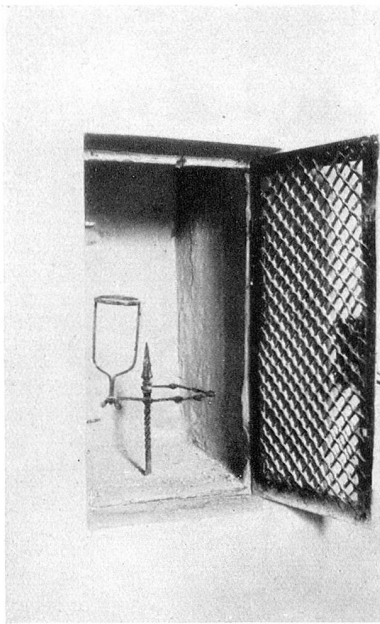
Während die alte Siedlung Berg, die bis vor wenigen Jahrzehnten von sehr bescheidener Einwohnerzahl war, schon in Urkunden des achten Jahrhunderts erwähnt wird, spricht ein Schriftstück aus dem Jahre 1155 erstmals von einer Kapelle in Berg. Sie wird da zu den Besitzungen des Konstanzer Bischofs gezählt, dessen Lehen die Herrschaft Berg bis 1798 war. Für die Einsetzung des Pfarrers war das Chorherrenstift Bischofszell zuständig. Im Jahre 1291 stritten sich die Berger ernsthaft mit den Chorherren wegen des Zehnten, so daß eine urkundlich festgehaltene Vermittlung nötig war. Erst um 1357 ist dann wieder in einer Prager Urkunde von der Kapelle in Berg die Rede. Eine der Hauptorgen der Berger Gemeinde war immer die Pastoration, bis Einwohnerzahl und Mittel groß genug waren zur Anstellung eigener Geistlicher. Schon vor der Reformation war Berg eine Filiale der Gemeinde Sulgen, die dem Chorherrenstift Bischofszell incorporiert und dazu verpflichtet war, auch Berg mit Gottesdienst zu versehen. Im Jahre 1506 stiftete der Gerichtsherr Hans von Landenberg eine ewige Meßpfründe auf den Mauritiusaltar — die Kirche stand unter den Patronen Mauritius, Pelagius und Maria —, was die Anstellung eines eigenen Kaplans ermöglichte, der die Messe lesen und dem Pfarrer von Sulgen behülflich sein mußte. Nach der Reformation, der fast sämtliche Familien in Berg anhängen, hatte der

Sulger Prädikant auch in Berg zu predigen. Da die Teilung der Pfründe für die Geistlichen beider Konfessionen sein Einkommen aber schmälerte und ihm

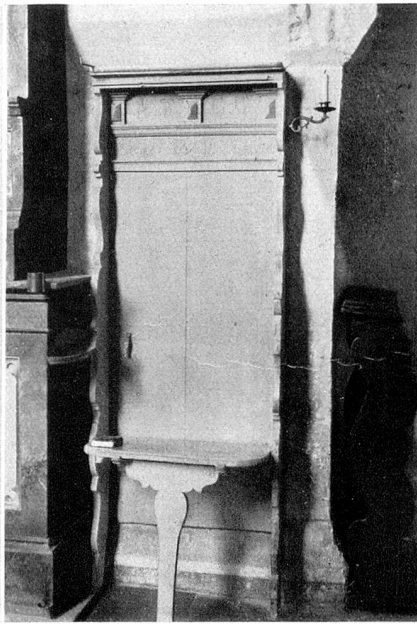


Kirche Berg von Südosten

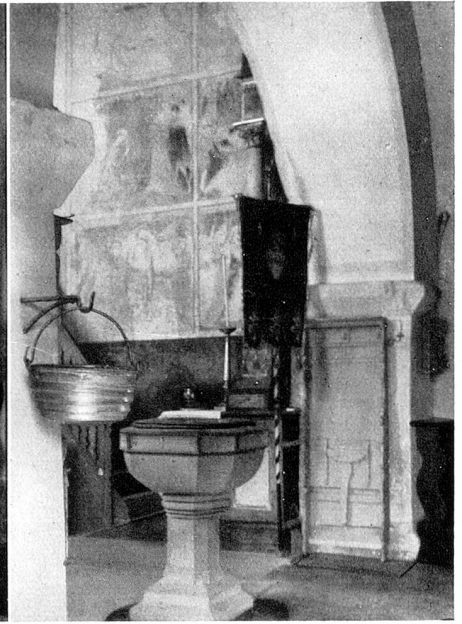
die Anstellung eines Helfers nicht mehr gestattete, war es ihm bei der großen Ausdehnung der Gemeinde nicht mehr möglich, in Berg Gottesdienst zu halten. Das Stift anerbote sich, wie bisher die Messe zu lesen, aber für den evangelischen Kirchendienst verweigerte es die Unterstützung. Berg blieb daher lange Zeit ohne eigenen Gottesdienst, bis der evangelische Gerichtsherr v. Ulnstädt es 1577 endlich so weit brachte, daß die Sulgener Pfründe durch eine Entschädigung verpflichtet wurde, ihre alten Aufgaben in Berg wieder zu übernehmen. Unter seinem Nachfolger, dem den Evangelischen wenig gewogenen Gerichtsherr Brümsi von Herblingen, wurde die Pastoration wieder gefährdet. Es gab zu seiner Zeit manche ernsthafte Späne zwischen den beiden Konfessionen in Berg, weil sich die kleine katholische Minderheit gleichsam als Herr der Kirche gebärdete. Im Jahre 1625 verschlossen sie eines



Das Sakramentshäuschen



Der Meßmerstuhl



Blick durch den Chorbogen

Tages den vorderen Eingang und gitterten das Chor ab, wegen angeblicher Verunreinigung ihrer Kultgeräte durch die Reformierten. Diese protestierten aber gegen die Anschuldigung wie auch gegen das eigenmächtige Vorgehen, weil sie ohne das Chor zu wenig Platz hatten. Nach endlosen Verhandlungen vor allen Instanzen zogen die Katholiken die «Verspränzelung» ein wenig zurück, und bald schaffte die Pest freien Platz. Später wurde das vielumstrittene hölzerne Gatter einem friedlicheren Zwecke dienstbar gemacht, indem man die beiden Türflügel auf dem Dachfirst zusammenlegte als Fundament für ein Storchennest. Die Evangelischen hatten sich aber auch über den beiden Konfessionen dienenden katholischen Meßmer zu beschweren, weil der ihnen nach Belieben läutete. Auch die um 1621 und 1622 neu gegossenen Glocken, die jetzt ersetzt worden sind, ärgerten sie, denn trotz dem evangelischen Kostenanteil trugen sie die verletzende Aufschrift: «Ein löbliches Stift zu Bischofszell und Gerichtsherr Brümsi machten mich.» Unter Brümsis Nachfolger, Baron von Thurn-Valsassina, dessen Familie bis vor etwa hundert Jahren auf Schloß Berg blieb, wurden die Verhältnisse zwischen den beiden Kirchenpartnern endlich erquicklicher. Der für die Evangelischen günstige Ausgang des zweiten Villmergerkrieges machte sich auch in Berg angenehm bemerkbar. Nun durfte ein reformierter Meßmer angestellt und die Empore um ein Stück verlängert werden. Die Protestanten wollten sogar in Mauren eine eigene Kirche bauen, doch verweigerten die wenig zahlreichen Katholiken die Auslösung. Um 1736 einigte man sich auf eine gründliche Renovation, und die Reformierten verlängerten das Schiff auf ihre Kosten um ein Drittel und erhöhten es um drei Fuß. Im Jahre 1843 beriet man wieder über Reparatur oder Neubau, da aber gerade die Auf-

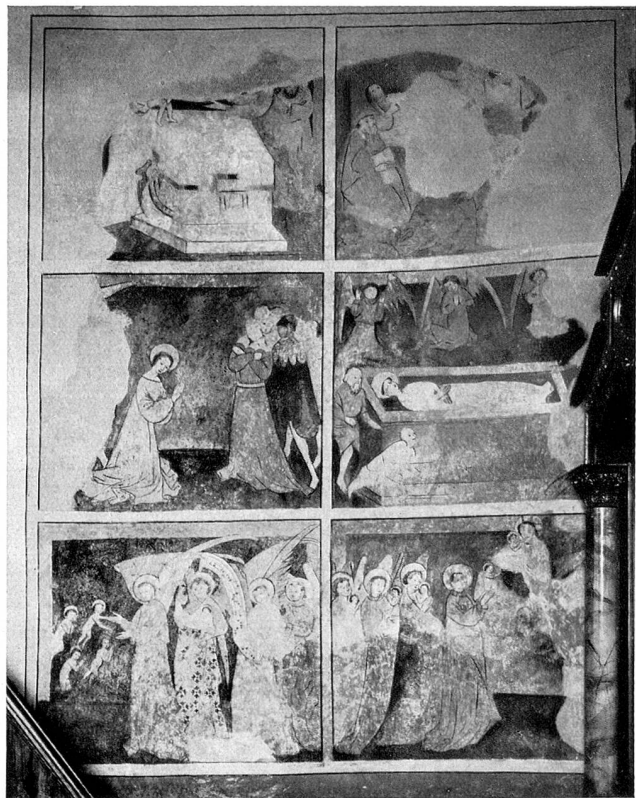
teilung des säkularisierten Chorherrenstiftes und die Auslösung der Servitute durch den Staat im Gange war, wurde der Entscheid verschoben. Als dann die evangelischen Berger acht Jahre später endlich in stand gesetzt wurden, einen eigenen Geistlichen anzustellen, brauchte man Geld für den Bau des Pfarrhauses, das im Jahre 1854 der erste Pfarrer, J. K. Leumann von Kümmerthausen, für etwa vierzig Jahre bezog. In neuester Zeit verschoben sich die Bevölkerungsverhältnisse derart, daß die Kirche für die Katholiken zu klein wurde, weshalb sie ihren Anteil an dem alten, oft umstrittenen Gotteshaus veräußerten und ihre drei Altäre in einer neuen Kirche aufstellten.

Betrachten wir uns nun die alte Kirche näher. Über eine Treppe von einigen Stufen gelangt man auf das Niveau des Friedhofes, in dem noch einige Kreuze und Grabsteine als Zeugen des ehemaligen Begräbnisplatzes übrig geblieben sind. Am Mittag wirft eine alte, schön placierte Linde von hohem Stamm ihren weiten Schatten herein. Der nächste Eingang in die Kirche führte bis jetzt durch die Mauer des Turmfußes. Der Schlußstein des rundbogigen Portals trug die barock verschlungene Jahreszahl 1792. Damals muß dieser Eingang an die Stelle eines ältern getreten sein, von dem schon um 1626 bei Anlaß der Chorvergitterung die Rede ist. Man tritt hier in den Turmchor, den wohl ältesten Teil der Anlage. Die nach außen und innen sich kräftig erweiternden Leibungen romanischer Fensteröffnungen fingen für ihn das Licht ein. Die Fenster auf der Mittag- und Mitternachtseite, die offenbar einmal erweitert worden waren, entsprachen sich, während das östliche schmale geschmiegte Fenster wohl seine ursprüngliche Form bewahrt hat. Bisher war es aber vom Hochaltar verdeckt und kam nach dessen Entfernung recht reizvoll zur Geltung. Das

ungefähr quadratische Chor ist überdeckt von einem rundbogigen, rippenfreien Kreuzgewölbe von fast sieben Meter Scheitelhöhe. Dem südlichen Eingange gegenüber führt an der Nordwand ein rundbogiges auffallend reich profiliertes Portal mit romanischen Anklängen durch eine tiefe Stichbogenkammer in die Sakristei. Es mag vielleicht aus dem 17. Jahrhundert stammen wie die Sakristei. Sichere Anhaltspunkte sind aber nicht vorhanden. Einige Meter östlich, in der gleichen Wand, ist das Sakramentshäuschen eingelassen. Schon vor der jetzigen Renovation war es sehr unscheinbar, weil man ihm offenbar bei der letzten baulichen Veränderung schon zu Leibe gegangen war. Die typisch spätgotische Gittertüre behütet einen eigenartigen Kerzenhalter mit ausziehbarem geschmiedetem Arm als Träger des ewigen Lichts, wie er sonst in der Schweiz nicht mehr zu finden ist. Glücklicherweise hat man ihn nicht ins Museum gesteckt, sondern an seinem richtigen, wenn auch versteckten Platze gelassen. Schon Rahn ist er aufgefallen, der anfangs der neunziger Jahre für seine Statistik der mittelalterlichen Kunst- und Architekturdenkmäler den Thurgau durchzog. Er hat in sein Werk eine Tuschzeichnung dieses merkwürdigen Kerzenhalters aufgenommen, die von seinem Schüler Josef Zemp, dem nachmaligen Professor, entworfen war. Dieser hatte als Student seinen Professor begleitet und auch vom ganzen, hübschen Sakramentshäuschen, wie es sich damals noch präsentierte, eine Skizze angefertigt, deren Wiedergabe hier leider nicht ermöglicht werden konnte. Da sehen wir eine reizende spätgotische Maßwerkbende unter der Wandvertiefung und diese selbst durch ein Kehlprofil eingefasst. Diese zierenden Zutaten sind weggefeigt worden, weshalb das Sakramentshäuschen, das aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts stammen mag, heute sehr kahl und nüchtern aussieht. Es wird aber künftig von der Orgel verdeckt werden, die leider in den Chor gesetzt wird und diesen stark verändert. Das altertümliche Ostfenster wird durch sie geblendet, das nördliche Fenster mußte ganz geschlossen und das südliche versetzt werden. Ihr fällt auch die südliche Eingangstüre zum Opfer. Der alte, niedere Chorbogen, der die Verbindung mit dem Schiff herstellte, mußte beträchtlich erhöht werden, womit er seine Ursprünglichkeit natürlich verliert. Dieser aus Tuffsteinen gefügte, nicht ganz drei Meter hohe Rundbogen spannte sich zwischen den aus Platte und Schräge gebildeten Kämpfern der niedrigen Wandpfeiler oder Anten, die mit einem Sockel, der das Gegenbild des Kämpfers ist, den Boden berührt. Leider sind die einfachen, romanischen Sandsteinkämpfer, die beschädigt waren, nur fragmentarisch restauriert worden. An den nördlichen Pfeiler des Chorbogens war bis jetzt ein eigenartiger Meßmerstuhl angelehnt, der seinem Standort wohl angepaßt schien. Vielleicht diente er ursprünglich für den Pfarrer; die Ausführung scheint mir fast zu schmuck für den Meßmer. Die fast mannshohe Rückenlehne

trägt die verschnörkelte Zahl 1674. Die lebhaft profilierten Seitenteile gehen gegen den Boden in Füße über, die den Antensockel elegant überspringen. Der schmale, eigentliche Sitz kann aufgeklappt werden. Nun wird dieser Stuhl im Museum in Frauenfeld ein Altersheim finden; die Glockentaue des neuen Geläutes hängen nicht mehr ins Chor hinunter, denn ein Motor hat dem Meßmer seine schöne Arbeit abgenommen. Nach der Entfernung dieses privilegierten Stuhles kamen Reste von Wandmalereien zum Vorschein, die wohl aus barocker Zeit stammen. Es ließ sich ein Medaillon mit dem Jesuszeichen feststellen. Unter dem Chorbogen durch gelangte man am Taufstein vorbei über eine niedrige Stufe in das langgezogene Schiff, das wie viele ältere Landkirchen ein einfaches Barockgepräge trug. Durch Stichbogenfenster, die wohl frühere Formen ersetzten, fällt von Norden und Süden das Seitenlicht herein, während die orgeltragende Empore von zwei sogenannten Ochsenaugen in der Westwand erhellt wurde, deren typisches Oval nun zum Kreisrund verbessert worden ist. Unweit vom Chor erhob sich an der Nordwand die zierliche Kanzel aus Tannenholz vom Jahre 1667. Zwischen ihr und der Chorwand überraschte uns eine Feststellung, die das größere Alter des barockisierten Schiffes verriet, blaßgetönte gotische Fresken, die in gedämpftem Lichte spielten.

Diese Wandmalereien wurden im Jahre 1918 bei einer Renovation der Kirche freigelegt und restau-



Die Wandmalereien

riert, nachdem sie vielleicht im Bildersturm der Reformation unter die Tünche geraten waren. Während die zwei obersten Bilder, die der früheren, niedrigeren Kirchendecke recht nahe kamen, keine sicheren Schlüsse auf ihren Inhalt mehr zulassen, weil sie zu stark verderbt sind, waren die Bilder der mittleren und namentlich der untersten Reihe noch wohl erhalten. Die beigegegebene Reproduktion zeigt die aufgefrischte Form. Professor Büeler hat sich in den Thurgauischen Beiträgen zur vaterländischen Geschichte vom Jahrgang 1919 um die Deutung der Malereien bemüht. Das oberste Bild links hält er für eine Darstellung des kleinen Jesus im Tempel und das folgende, des im Tempel lehrenden Jesus. Deutlich zu erkennen sind da nur zwei staunende Judengesichter. Die Malereien der unteren beiden Reihen beschäftigen sich nach Büelers Ansicht mit dem Leben und Sterben der heiligen Katharina aus Alexandrien. Das ist ziemlich wahrscheinlich, wenn auch nicht viele Anhaltspunkte die Annahme stützen. Die alexandrinische Heilige Katharina, die am 25. November ihren Kalendertag hat, wurde im 15. Jahrhundert als sehr populäre Figur häufig dargestellt. Viele Legenden befassten sich auch mit ihrem wunderbaren Leben. Katharina soll im 4. Jahrhundert als frühe Christin eifrig für ihren neuen Glauben geworben haben. Sie vermochte sogar 50 Philosophen zum Christentum zu überreden, weshalb sie von der weisen Fakultät zur Patronin erwählt wurde. Von der heidnischen Obrigkeit wurde Katharina aber als Märtyrerin gerädert und enthauptet. Auf vielen Darstellungen sehen wir deshalb ein Rad als kennzeichnendes Attribut, und um dieses Rades willen stellten sich die Wagner und Müller unter ihren Schutz. Nach ihrem Tode wurde die Heilige von Engeln auf dem Berge Sinai bestattet. Ihrem geweihten Grabe entfloss wundertätiges Öl, das Kranken Heilung brachte. Ihre Seele wurde mit denen der gleichentags hingerichteten 200 Ritter in den Himmel erhoben, wo sie sich mit Christus mystisch vermählte.

Das zweite Bild der mittleren Reihe scheint wirklich eine Szene aus der Katharinenlegende zu sein. Für die Zusammengehörigkeit der vier Bilder spricht die Tatsache, daß sehr oft Viererzyklen über das Leben dieser Heiligen gemalt wurden. Um 1481 wurde ihr in Berg ein neuer Altar geweiht. Möglicherweise stehen diese Fresken damit im Zusammenhang. Der Stil weist zwar eher auf eine frühere Zeit der Entstehung hin.

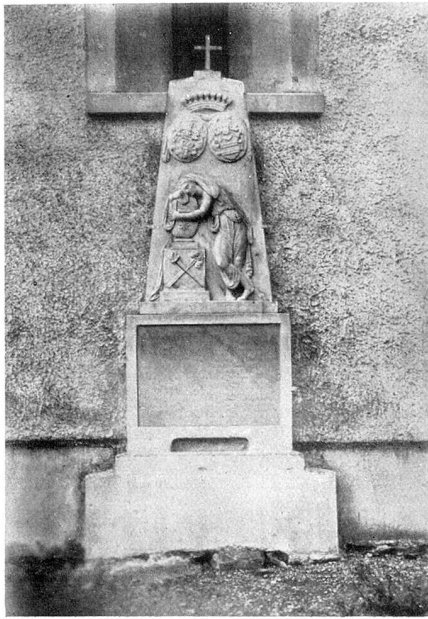
Auf dem ersten Bild kniet Katharina in langem, faltigem Gewand betend vor einer aufrechten Frauengestalt mit verschränkten Armen. Dahinter stehen einige kurzbekleidete Männer, vielleicht die Henker. Der Boden ist gelb, der Hintergrund schwarz und die Gewänder grün. Auf dem folgenden Bild liegt die weißgewandete Heilige im Sarg, an dessen Seite einige hilfeschuchende Männer das heilende Öl aufzufangen scheinen. Aus dunklem Hintergrund über dem Sarg heben sich drei grün umhüllte Engel mit klagenden und betenden Gebärden hervor. Das erste Bild der

untersten Reihe können wir als den Empfang der Seele im Himmel mit den Seelen der Ritter deuten. Vier Seelchen in Kindergestalt, von einem Nimbus umgeben, schweben auf eine Gruppe von vier hohen, langbeflügelten Engeln zu. Der erste streckt einladend die Hände mit den gotisch zarten Fingern aus, der zweite in reich verziertem Brokatkleid trägt schon auf jedem Arm solch ein Seelenkind. Der dritte Engel singt, begleitet von einem vierten im Hintergrund, von einem weitausgerollten Notenblatt. Auf dem folgenden Bild sehen wir vier ähnliche Gestalten hintereinander, die die Seelen auf ihren Armen einer vor ihnen schwebenden bärtigen Gestalt, wohl Gott oder Christus, überreichen. Die langen Engelsgewänder sind weiß, grün und braun. Diese Fresken sind nun endgültig von der Kirchenwand in Berg verschwunden, die sie wohl fünf Jahrhunderte lang, wenn vielleicht auch meist im Verborgenen, geschmückt haben.

Zwischen den zwei Reihen rauher Holzbänke lief ein schmaler Gang durch das Schiff auf den hinteren Eingang mit der Stichbogenkammer und dem rundbogigen Barockportal zu, das nun zu ganz anderem Aussehen verbessert worden ist. Über die auf einer seitlichen Treppe erreichbare Empore gelangte man auf den Boden über der flachen Kirchendecke und zum einzigen Turmzugang, der in das Geschoß über dem Chorgewölbe führte. Der mannshohe Spitzbogendurchgang in gewölbter Kammer ist mit mächtigen Sandsteinquadern eingefast. Die Westwand, in der dieser Eingang steht, hat in diesem und im folgenden Geschoß noch die gleiche Dicke von etwa 80 cm wie im Chor, während die drei andern, einen halben Meter stärkeren Mauern hier um einen Fuß an Dicke abnehmen.

Gefügt sind diese Wände zum Teil aus respektablen Findlingen und aus Geschiebesteinen und mit Dachziegelstücklein durchsetzt, die im Erdgeschoß nach Maureraussagen fehlen. Gotisch profilierte, teils rechteckige, teils spitzbogige Lichtöffnungen erhellen die Geschosse über dem Chor. Ihr Stil ist durch die Renovation verwischt worden. Die weite Glockenstube unter dem Satteldach wurde bisher ausgefüllt durch einen schweren eichenen Glockenstuhl, der vier Glocken trug und jetzt einem leichteren gewichen ist. Die älteste Glocke aus dem Jahre 1515 wird pietätvoll in den neuangelegten Friedhof gestellt werden. Für den Einzug des schweren neuen Geläutes erwiesen sich die alten, spitzbogigen Schallöffnungen als viel zu klein, und sie wurden deshalb leider sehr stark vergrößert, was dem Aussehen des Turmes nicht förderlich war. Eine Besonderheit der alten Berger Glockenstube war die Rätsche, die zur Osterzeit, wenn die Glocken nach katholischer Auffassung zur Segnung nach Rom reisten, ihren Dienst versah. Die Sitte des Rätzens ist meines Wissens heute auf den meisten Türmen in Abgang gekommen.

Früher wurden auch in Berg die Grabplatten vornehmer Personen an die Kirchmauer angelehnt. Als



Grabmahl der Gräfin Karoline von Thurn

Blick durch das Schiff auf das Chor

Grabplatte von 1677

auf der Westseite der Putz weggeschlagen wurde, soll eine ganze Reihe solcher Grabandenken zum Vorschein gekommen sein. Man schenkte ihnen aber keine Aufmerksamkeit. Hingegen bleibt einer Stiftung wegen unter dem östlichen Chorfenster der klassizistische Erinnerungsstein für die 1815 verstorbene Gräfin Karoline von Thurn aus dem Schloß. Der Stein trägt über der an einer Toturne trauernden griechischen Gestalt das Allianzwappen derer von Thurn und von Gremmingen. Auch aus dem Jahre 1677 hat sich noch eine Grabplatte aus Sandstein erhalten. Der Geschlechtsname der Verstorbenen, einer «ehr- und tugendsamen Fräulein Anna . .» ist nicht mehr leserlich. In barocker Fassung sind auf der Platte zwei bisher nicht identifizierte Wappen angebracht.

Mehr als der Wechsel der Bekenntnisse und der Besitzer hat der Eingriff der Baumeister das Antlitz der Kirche von Berg im Lauf der Jahrhunderte verändert. Die Baugeschichte gibt uns aber manche Rätsel auf. Die jüngste Renovation hat leider das Mauerwerk nicht überall derart freigelegt, daß ein klarer Vergleich zwischen den einzelnen Teilen zu ziehen war. Mir selbst war ein Augenschein erst möglich, als schon wieder die Hauptsache neu verputzt war. Aktenmäßig wird uns aber die Baugeschichte erst seit dem 17. Jahrhundert erhellt, für die interessantere Frühzeit sind wir ganz auf Beobachtungen angewiesen. In einem Artikel «Die Wehrkirche von Berg» (Thurgauer Zeitung, 26. Juni 1937. W. S. W.) wird der Kirchturm ohne jeglichen Zweifel als alter Bergfried klassiert, auf dem wahrscheinlich der Berger Zweig der 1183 erwähnten Herren von Andwil gesessen habe. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wäre dann das Schiff angebaut worden, zu dem der Chorbogen die

Verbindung mit dem Turmfuß geschaffen hätte. Gegen diese Ansicht möchte ich einige Bedenken äußern. Wohl deutet der geräumige, klotzige Turm äußerlich auf einen alten Bergfried. Wenn wir ihm aber näher zu Leibe rücken und ihn mit Türmen vergleichen, deren Wehrcharakter erwiesen ist, z. B. mit dem Last, den Bergfrieden von Hagenwil, Mammertshofen u. a., dann mutet uns der Berger Turm doch etwas zart und schwach an. Vor allem ist die Mauerdicke recht bescheiden, sie wird von manchen neueren Kirchtürmen stark übertroffen. Die freien Seiten des Erdgeschosses haben eine Mauerdicke von etwa 1,30 m, was nicht viel ist. Stutzig aber macht mich vor allem die Mauer gegen das Schiff, die etwa einen halben Meter schwächer ist als die drei anderen. Das deutet nicht darauf hin, daß der Turm als freistehend aufgebaut wurde, sondern daß sich von Anfang an ein Nebengebäude an ihn lehnte. Statt einer Kirche könnte das freilich ein Burgpalas gewesen sein. Gegen diese Annahme spricht aber das Vorhandensein einer Burgruine in unmittelbarer Nähe auf dem abfälligen, «Borstel» (Burgstall) oder «Bitzi» genannten Nachbargrundstück. Zudem wissen wir nicht, ob an Stelle des heutigen, im 17. Jahrhundert gebauten Schlosses sich nicht ehemals eine mittelalterliche Burganlage befunden hat. Die Herren von Andwil zu Berg müssen also durchaus nicht unbedingt auf diesem heutigen Kirchturm gehorstet haben. Wie wir eingangs gesehen haben, ist aber schon 1155 eine Kapelle in Berg erwähnt. Der Charakter des romanischen Chors spricht kaum gegen diese Jahreszahl. Für die Theorie des spätern Schiffbaues scheint eine Fuge zu sprechen, die sich im obern Geschoß der Sakristei zwischen Turm und Schiff gezeigt habe. Nun dürfen wir aber nicht vergessen, daß die Kirche nachgewiesener-

maßen mindestens einmal erhöht worden ist. In der fraglichen Ecke zeigte die Wand auch im Kircheninnern deutliche Spuren ungleichzeitigen Aufbaues, sie wölbte sich beim zweiten Bild der obersten Freskenreihe nach außen. — Es ist merkwürdig, daß die obern Stockwerke des Turmes lauter Merkmale aus gotischer Bauzeit tragen. Speziell der spitzbogige, im Mauerwerk tief verankerte Eingang in das erste Geschoß scheint organisch mit dem Maueraufbau entstanden zu sein. Da er aber offenbar jünger ist als die romanische Chorgestaltung, kann er doch kaum als Einstieg eines Wehrturmes gedient haben. Die Kirche wäre ja vor ihm dagewesen in ihrer ältesten Form. Diese Feststellung bringt uns auf die Frage, ob nicht der Turm ein späterer Aufbau über dem alten, mit dem Schiff genau fluchtenden Chor sein mag, so daß ursprünglich ein gemeinsamer Dachfirst sich über Chor und Schiff, das erst bedeutend kürzer war, gestreckt hätte. Daß die freistehenden Chormauern stärker sind als die des Schiffes, kommt

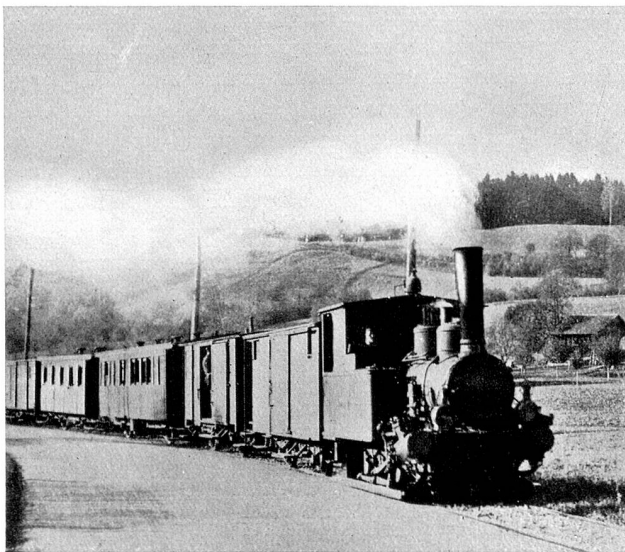
da und dort vor, sie hatten ja den Druck des Gewölbes auszuhalten, während die Westmauer durch die ungefähr gleich dicken Schiffmauern gestützt, weniger Stärke nötig hatte. Nach Aussagen der Arbeiter ist man bei der Entfernung des Taufsteines und des alten Bodens nicht auf ein altes Querfundament unter dem Chorbogen gestoßen. Seine geringe Höhe spricht hingegen wieder für einen späteren Durchbruch.

Vom Schiff weiß man nur, daß sein westlicher Drittel vor zweihundert Jahren angefügt wurde. Bei der gleichzeitigen Renovation wurde wohl auch der ältere Teil barock geprägt. Zu gleicher Zeit erhöhte man das Ganze der bessern Verhältnisse wegen um drei Fuß.

Glücklicherweise ist das interessante Baudenkmal des Berger Gotteshauses wenigstens in den erhaltenen Grundlinien für die Zukunft gesichert. Vielleicht vermag eine spätere Renovation mehr Licht auf sein Urbild zu werfen.

50 Jahre Frauenfeld - Wil - Bahn

Von Heinrich Hürlimann



Dampfbetrieb

F. W. — «Fahr Wohl», oder gut deutsch Frauenfeld - Wil nennt sich das Transportunternehmen, das im Jahre 1887 mit Sitz in Frauenfeld gegründet worden ist. Seit 50 Jahren fahren die maikäferbraunen Wagen mit der Aufschrift F. W. das Murgtal hinauf und hinab. Zuerst verkehrten sie mit Dampf, die Züge, die seit 1921 mit elektrischer Energie angetrieben werden. Durch die Außerdienstsetzung des «Pfuserli» ist ein schönes Stück der guten alten Zeit für Frauenfeld und das Tal der Murg zu Ende

gegangen. «Ich mueß schaffe — ich mueß schaffe —» stöhnte es aus dem langen Rohr der niedlichen Lokomotive, wenn das Zügli beim alten Hirschen vorbei den Berg zum Schloß hinauf pustete. Oben angelangt, wurde das Stöhnen und Zischen abgelöst durch den freudigen Auspuff: «— Jetzt goht's besser — jetzt goht's besser —». Besser mag es der Lokomotive gegangen sein und «wohler» mögen die rußgeschwärzten Männer auf dem Dampfroß sich gefühlt haben, wenn der heimtückische Berg genommen, das schmale Holdertor durchfahren und die erlösende Wasserstation beim Stadtbahnhöfli erreicht war; das heißt, Wasser brauchte nur die Lokomotive. Im Bären, Falken und sogar im Hörnli war keine Rede vom Wasser und vom Kesselstein der braven Lokomotive. Dort stärkten sich der Fahrgast und auf Einladung auch der F. W.-ler für die weite Reise ins Tal hinauf. Auf der gemächlichen Fahrt begegneten dem Bähnli statt Automobile altmodige Landauer und wetterfeste Handwerksbur-schen. Wenn das Dampfroßli einmal störrisch wurde und nicht ziehen wollte, dann ergab sich der Fahrgast und auch der Mann in der Uniform und der im rußigen Gewand in das Unvermeidliche; «man begab sich —» und nachher ging es gemütlich weiter durch das heimelige Murgtal und durch die gute alte Zeit. —

Schlecht und recht, so heißt es in einem alten Bericht, habe sich die Frauenfeld - Wil-Bahn durch die Zeit geschlagen. Der Dividendenrummel war nie groß, dafür aber die finanziellen Opfer, die die